

weiter zu kriechen und während Strobl sitzen blieb und die anderen sicherte, schob ich mich durch den schmalen Darm hindurch, diesmal drehte ich mich in der Mitte um, und mit den Füßen voraus ließ ich mich durch das Loch hinunterrutschen. Nach einigen bänglichen Augenblicken fand ich auch mit den Füßen festen Boden, tastete mich zur Leiter hinunter, stieg gar hinab und setzte mich auf einen Steinblock. So saß ich nun im Dunkeln — meine Herze war unterdessen ausgegangen — und wartete, wartete eine qualvoll lange Zeit, ohne daß ich etwas hörte. Endlich tönte lautes Schreien an mein Ohr und dann Herrn Niedls Stimme, der oben in dem Gange lag und sich ohne Sicherung nicht herunter getraute. Eine Lampe sei abgestürzt und ein losgelöster Stein sei meinem Bruder auf den Kopf gefallen. Mit dieser wenig tröstlichen Meldung mußte ich mich zufrieden geben. Ein dünner, weißer Lichtstrahl, der oben durch den Spalt hereinfiel und der aus unendlicher Ferne zu kommen schien, und das Singen der Vögel draußen im Walde ließen mich auf ein baldiges, glückliches Ende der Fahrt hoffen.

Nun dauerte es auch nicht mehr lange und die Rucksäcke kamen von oben herabgepoltert und ihnen folgten alle Mann wohlbehalten, nur mein Bruder hatte eine Beule am Kopf. Die Leiter wurde an ihren alten Platz gestellt und nun kam wohl der schwierigste Teil unserer Kletterei. Strobl machte wieder den Anfang. Vom Fenster aus zog er sich mit seinen kräftigen Armen am Seil hinauf, seine Nagelschuhe glitten am harten Gestein ab, so klamm er allein mit der Arme Kraft empor, zwangte sich unter größter Anstrengung durch den Spalt hinauf in den Trichter. Ich folgte nach. Stück für Stück gings aufwärts, dann kam der Spalt, ein mühsames Hindurchzwängen und Durchwinden und auch ich war dem Tageslicht zurückgegeben. Über Strobl hinüber kletterte ich hinaus ins Freie und freute mich aufrichtig, dem Höhenschlund wieder wohlbehalten entronnen zu sein. Eben ging die Sonne im Westen unter und die ersten Schatten senkten sich über die düstere Schlucht. Rasch half ich noch Strobl beim Sichern der Gefährten, die wir an dem Sicherungsseile mehr oder weniger herauszogen.

Nicht lange, so war auch der Letzte heroben. Nun wurde noch die Leiter heraufgezogen, die Seile wurden zusammengeschlungen und wir waren fertig zum Heimmarsch. Während die Vögel ihr letztes Lied sangen, wanderten wir in der Dämmerung des abendlischen Waldes heim, froh im Herzen über die gelungene Fahrt. Wir alle waren uns einig, daß dies unser schönstes Sommererlebnis gewesen war.

Vogel Unfried

Eine Geschichte von der Fränkischen Alb, von Karl Burkert

Irgend in der Waldwildnis um den Ossinger rächt ein Rabe. Kraah, harrah! Verloren, verlassen wandert es im Gehölz, einmal da, einmal dort. Es ist ein ungutes Singen. Man weiß, ein Rabe ist keine Graudrossel, ist keine Schwarzamsel, noch weniger ein Pirol; aber das Rächen, das man jetzt hört, ist auch für einen Kolkrahen noch häßlich. Kehlrauh und grußthohl tönt es. Und immer ferner verliert es sich. Es ist wie ein

Greinen, wie eine Klage, eine ganz hoffnungslose. Endlich erftirbt es, man weiß nicht wo.

Der hochalte Bauer, der drüben am Hang sein Brachland ädert, steht schon eine Weile und feiert; zwinkelt mit den Augen und lost. Mit dem krummen Buckel lehnt er am Pfugsterz. Immer wieder diese seltsamen Rufe. „Das ist, mein Seel', der Schenk!“ grumft er vor sich hin, die Stirne grob überrunzelt. „Der Schenk — da geb' ich meinen Kopf drum! — — Hab' ihn längst nicht mehr vernommen, den heillosen Vogel. — — Ich hoff', daß er mir nichts Böses bedeutet!“ Schier etwas scheusam ist ihm zumute.

Er schneuzt sich kräftig in die Hände, treibt wieder seine Ochsen an. Wie vorhin reift er das Erdreich auf, legt es in schmalzige Furchen. Eine uralte, verschollene Geschichte rückt dabei auf ihn ein, streicht ihm zwischen all dem Wist und Hot durch den aufgeschreckten Sinn und läßt ihn sobald nicht wieder luch. Sein Vater hat sie ihm in Winterszeiten auf der Ofenbank erzählt. Er wird sie wieder von seinem Vater, wohl gar von seinem Ahnel gehabt haben. Bald dreihundert Jahre wird die Geschichte her sein, wohl gar noch ein Stück drüber. Unerchüttert, unausrottbar, gleich einem Gespenst, schweift sie seither in der Gegend, vererbt sich von Leben zu Leben.

Und die Geschichte geht so:

Es ist vorweilen ein wilder Ritter gewesen, den Schenk von Reichenegg haben sie ihn geheißen. Auf dem Hartenstein drüben hat er seinen Burgstall gehabt. Der war ein arger Leuteschinder und ein Staudenhecht und Waldfischer war er obendrein. Kein Kaufmannsgut wollt' er in Frieden seine Straße reisen lassen. Kein Bauernland hat er geschont, und weithin war er berüchtigt. War er nicht auf Raub aus, lag er nicht voll Rausches in seiner schmutzigen Bettkammer, dann frönte er gewiß der Hatz. Das Gejaid war seine höchste Lust. Die verwegnensten Gesellen landauf und -ab entbot er dazu in sein Burghaus. Mit Saufeder und Schießzeug, mit Falken und schmetternden Hörnern, dazu dem grausigen Rüdengeläff, lärmte man durch die Wälder, fegte über die Bauernflur.

Es gab dermalen noch Hirsche im Lande und jegliches Gewild die Menge. Ein Rehbock galt für eine geringe Beute. Die Hasen, Schnecken und Feldhühner zählten kaum mit. Aber war man erst einmal im Fagen, dann war das einerlei. Keiner Kreatur ward dann geschont. Alles, was lief, was flog, ob jung ob alt, ob ledig ob tragend, alles ward gemordet. Und was ein Mensch war, der mochte sich vorsehen, daß er dem Schenk und seinem Getöse nicht ungerufen in den Weg lief. —

Und es war ein jung Mägdlein, das hieß man die Bärbelies. Kleinen, burghörigen Leuten gehörte sie an, hatte nichts als ihre steinblauen Augen und war damit lieb anzuschauen. Und eine schwarzunte Geiß hatte sie, die ließ sie droben am Abhang weiden, zwischen grauen Felsbrocken und rauhen Stauden.

Dabei wird ihr bisweilen die Zeit lang und sie will sie sich kürzen, so gut sie es eben versteht. Sie treibt sich also auf der Matte herum und rundher in den grünen Büschchen. In alles Gewürz, in alle die Erdlöcher späht sie. Sie spürt den Tierlein nach und schwäzt mit Gras und Blumen. Sie hat fleißig auf alles acht. Sie hört die Tannen musizieren. Sie weiß,

was die Käferlein zueinander wispern. Den Drosseln und Ammerlingen lugt sie verstohlens ins Nest.

Ist sie müde, sitzt sie nieder auf einen der moosigen Steinriegel, die da die Menge umherliegen, oder sie streckt sich, so lang sie ist, ins warme, honigsüße Berggras. Sie schaut den ziehenden Wolfenschiffen nach. Sie rupft sich eine Schmeihle mit der Zeh' und kitzelt damit eine Grille. Und was sie noch alles anhebt, bis daß solch ein Tag herum ist.

Alle die Tierlein trauen ihr. Der Heuschreck schnellt aus dem Gras und hopst ihr auf die spanschmale Hand. Die schillernden Bergfalter, die blauen, die gelben, die goldbraunen, tanzen um ihr kornblondes Haar. Das leise Reh biegt den glatten Hals aus dem Unterholz, äugt mit unschauen Augen nach der Bärbelies hinüber. Der Baumhackel surrt herbei, schwingt sich in die Samenfichte, darunter sie ihren Schattenort hat, und knistert ihr zu mit seiner knallroten Haube. Die Finken und Schwirrlinge sind schier noch fecker. Die sitzen ihr gleich auf die Schulter, picken ihr aus der Hand.

So ist es eine gar lustige Zeit, die die Bärbelies mit ihrer Geiß auf der Matte verbringt, und so oft sie von droben heruntersteigt, weiß sie allerhand zu erzählen. Die Dorfleute hören ihr Kopfbeutelnd zu. Sie müssen sich wundern, was sie da alles erfahren. Es laufen zwar Kreuzköpf' genug im Land herum, stecken bis zum Hals voll der schädigsten Lügenmärlein, aber bei der Bärbelies ist das doch wieder ganz anders. Bei ihr kommt es heraus wie das lautere Wasser, wie die lautere Wahrheit. Und das will den Leuten gefallen.

Zwar sind ihrer welche darunter, die machen sich unnütze Gedanken, fürchten, die Bärbelies sei wohl gar ein Wechselbalg. Die anderen glauben, sie müßt' einen Erdspiegel haben oder ansonst einen starken Zauber. Aber was die Guten unter ihnen sind, die sagen, sie sei ein Sonntagskind und sie treffen damit das rechte. Kein Zweifel, die Bärbelies sieht Dinge in dieser Welt, die nicht alle sehen, dieweil sie nicht für alle sind. Sie schaut in Verborgenheiten hinein, davon die meisten Menschen nichts wissen.

Aber dem, was ihr gesetzt ist, kann sie nun doch nicht entgehen. An einem Abend im späten Sommer trägt sich's zu. Die Bärbelies sitzt, ihre Geiß betreuend, auf der Halde, horcht auf der Drossel herzlich liebes Waldlied, und die niedergehende Sonne flammt ihr rot ins Gesicht. Sie schaut nach dem schönen Bergschloß und sie schaut hinaus in die baumgrüne Ferne. Was sie dabei zusammendenk't, wer will das redlich sagen?

Da, was ist das? Sie horcht auf. Was ist soeben erschollen? Sie hebt die großen Augen, schaut sie hinüber nach den entlegenen Bergen. Ein Värm'en wird laut, Hörner plärren. Hundsgheul in der Ferne. Gott schütz' uns! denkt sie und schießt ein kurzes Stoßgebetlein zum Himmel. Der Atem stockt ihr vor Schrecken.

Und näher kommt es und näher. Wie ein Sturm geht es prasselnd durchs Gestämme. Heiße und Hölle schallt es von allen Ecken und Enden. Raum die Bärbelies sich's versieht, bricht das wilde Getöber aus dem Gehölz. Geheiztes Wild, großes wie kleines, stiebt in Angst und Wirrnis über das lichte Feld daher; hinterdrein die gierige Meute.

Die Bärbelies hat nicht viel Zeit noch zu versäumen. Einen geschwinden Blick wirft sie nach der Geiß. Nein, um die braucht sie sich nicht mehr zu kümmern. Die kennt den Schenk und seine Horde. Dort saßt

sie wie der Wind den Hang hinunter, rennt dorfzu; das Gescheitesteste, was sie tun kann.

Aber ein zackiger Hirsch braust jetzt in hohen Flüchten an dem Dirnlein vorbei. Dann jagen ein paar Rehe daher, und dort schießt durch Kraut und Stauden ein zunderroter Fuchs. Allen steht die heiße Not in den Augen. Die Bärbelies kann ihnen nicht helfen. Sie müssen selber sehen, wie sie dem Unheil entrinnen.

Aber schaut, was kommt da mit einem pfeilgrad auf sie zugefliest? Ein armer Has ist's, noch keinen Sommer ist er alt. Schon halb zutod haben sie ihn geheckt. Er weiß nicht mehr ein und aus. Da hat er nun die Bärbelies im letzten Schnauß eräugt und er faßt zu ihr ein Vertrauen. Mit angstschlagendem Herzen, zitternd über und über, schmiegt er sich ihr zu Füßen.

Was kann sie tun, ihn vor den heranheulenden Bracken zu schützen? Was kann sie Rasches tun? Mit sanften Händen hebt sie ihn zu sich, drückt ihn an ihre Brust, birgt ihn, so gut es gehen will, in den Falten ihres zwilchenen Kittels.

Doch war es ja schon zu spät. Die Hunde haben die Witterung. Sie wollten den Hasen nicht fahren lassen. Mit wabernden Zungen und fletschenden Zähnen springen sie gegen das Mägdelein an. Sie wehrt sich, will sie abdrängen von ihrem Leib. Nutzt ihr nichts. Mit qualmendem Rachen reißen sie ihr die arme Kreatur aus den Händen, segen sie im Nu in Stücke.

Und nun haben sie Blut an den Lefzen, warmes, rotes Blut. Nun überfällt sie erst vollends die Gier. Geheul gurgelt. Eine rasende Wut leckt in ihnen. Mensch und Tier kennen sie nicht mehr auseinander. Sie stürzen sich auf das Dirnlein. Böses Gezähne klafft, schnappt zu, verbeißt sich in das zarte Fleisch. Sie zerreißen ihr die Lebensader. — Kein Wunder hat sie gerettet.

Der Schenk hezt auf schweißendem Roß vorbei. Er sieht die blutigen Klumpen. Einen häßlichen, unmäßigen Lacher gellt er heraus. Felshart ist sein Herz. Der schändliche Anblick dort kann ihn nicht rühren. Aber das Lachen ist noch nicht völlig in den Tannen verrollt, da ereilt ihn auch schon sein Schicksal. Eine Baumwurzel wie eine Fußangel! Der Huf des Rosses verfängt sich darin. Der Schenk stürzt sich das Genick ab.

Und nun nimmt das Jagen ein jähes Ende. Der Reichenecker ist ein steintoter Mann, und nach drei Tagen müssen sie ihn begraben.

Vier Knechte tragen die Totentrühe den steilen, gewundenen Pfad hernieder, der von der Burg zum Dorf fällt, wo in der Kirche der Ritter seine Grablege haben soll. Sie ächzen dabei und der Schweiß bricht ihnen aus der Haut. Denn was ihnen da auf den Schultern lastet, drückt härter als Erz und Stein.

Und plötzlich hören sie inwendig ein Klopfen.

Ein Schauder fährt unter sie. Der Schenk steht wieder auf! Anders glauben sie nicht. Sie lassen die Truhe fahren. Sie kracht zur Erde, bricht auf wie eine Nuss. Ein Rabenvogel stößt mit rauhem Schrei heraus, schwingt sich in die Lüfte. Totengeruch weht; doch von einem Leichnam ist keine Spur.

Da weiß man, daß die Hölle im Spiel ist. Voll Entsetzen rennt alles davon . . .

Das ist die Geschichte vom Vogel Unfried. Dem alten, pflügenden Bauern geht sie jetzt durch den Kopf. Ein leises Grauen schleicht ihn dabei an. In seinen Augen dunkelt es von Menschentraurigkeit. Wie lang er wohl noch wird wandern müssen, dort drüben der Nimmerruh? Wann darf er es enden, sein verworfenes Leben?

Der Bauer wendet den Pflug, und nun steht er wieder und sinnt.

Krah, harrah! klägelt es noch einmal. Aus weit entlegenen Waldgründen tönt es her, aus verrufener, verschütteter Einöde. Wie aus urverunkener Zeit raunt es heraus. Es ist, als käm' es von jenseits der Welt.

Berichte und Mitteilungen

Bamberg.

Jahresmitgliederversammlung

am 13. Februar 1931 im Café Wittelsbach.

Den Jahresbericht erstattete Vorstand H. Reiser. Er konnte mit Befriedigung feststellen, daß im abgelaufenen Jahre positive Arbeit, Dienst am Volke, geleistet wurde. Durch Tod verloren hat die Bamberger Ortsgruppe im Jahre 1930 2 treue Mitglieder: die Herren Hauptlehrer a. D. Joh. Heusinger (Mitglied seit 1921) und Reichsbahninspektor Friedr. Herbolzheimer (Mitglied seit 1930). Diesen beiden Bundesfreunden wurde ehrendster Nachruf gewidmet. Die Mitgliederbewegung war 1930 eine gute zu nennen. Ueber die Veranstaltungen der Bamberger Frankenbundsortsgruppe hat ein Teil der fränkischen Presse in dankenswerter Weise gerne berichtet und so zur Pflege der fränkischen Kultur nicht unwe sentlich beigetragen. Die Veranstaltungen waren im vergangenen Jahre durchschnittlich recht gut besucht. Am 21. Januar fand ein J. B. Kober-Abend statt. Hierbei gesiel die von J. B. Kober selbst vorgetragene epische Dichtung: „Wellen und Wogen“ wohl am besten; Kober wurde allseits als ernster Heimatdichter anerkannt. Am 21. Februar sprach der gleichfalls als fränkischer Dichter bekannte Bamberger Oberlehrer E. Diener über: „Bamberg's Biersieder- und Bierkieser-Begebenheiten aus dem Jahre 1610 u. ff.“ vor einem überaus dankbaren Publikum. Am 21. März hörten wir den Oberstudienrat H. Brosius über „Deutsche Arbeit in Volksanschauung, Literatur und Kunst“ unter Vorführung von Lichtbildern sprechen. Am 2. Mai hielt die Ortsgruppe eine „Walther von der Vogelweide-Feier“ ab. Redner war hier Bezirksoberlehrer Friedr. Petschner, dessen Ausführungen von Anfang bis zum Schlusse fesselten. Am 14. November sprach Oberstudien direktor Dr. Ernst Weber, Bamberg, über:

„Fränkische Heimat in meinem literarischen Schaffen“, womit die überaus genüfreichen und gemütsvollen Vortragsabende mit hübscher Umrahmung kurz vor dem 10jährigen Bestehen des Frankenbundes (Ortsgruppe Bamberg) zu einem glänzenden Abschluß gebracht wurden.

Wanderungen fanden 7 statt, und zwar: eine „Lichtmeßwanderung“ nach Breitengüßbach-Hohengüßbach-Leimershof-Merendorf und zurück durch den Güßbachgrund; am 22. Juni folgte der überaus gelungene Hauptausflug nach dem schönen Franken städtchen Königsberg. In angenehmster Erinnerung steht die von der Bundesleitung unter Führung des 1. Bundes vorsitzenden, Professors Dr. P. Schneider, Würzburg, unternommene dreitägige Sommerwanderung in den nördlichen Spessart (Bad Orb und die alte Barbarossastadt Gelnhausen), an der auch Mitglieder der Bamberger Frankenbundsortsgruppe teilnahmen. Am 20. September führte eine Wanderung „Zum Hirschknock“ bei Gundelsheim, die prähistorischen Studien diente, und der am 7. September eine Besichtigung der prähistorischen Sammlung des Historischen Vereins Bamberg vorausgegangen war. (Führer: Hauptlehrer Josef Baptistella). Zu einer schönen Fahrt gestaltete sich auch der Ausflug nach Schloß „Weissenstein“ (Pommersfelden) und Höchstadt a. d. Aisch am 12. Oktober, der mit einem „fränkischen Abend“ auf dem Weber'schen Felsenkeller in Gegenwart der Stadtvertretung (2. Bürgermeister Dresel) endete. Auch die von dem Frankenbund vor Jahren ins Leben gerufenen Freilichtspiele auf der Salzburg bei Neu stadt a. d. Saale wurden 1930 von Mitgliedern der Bamberger Ortsgruppe besucht, desgleichen die mit dem 10jährigen Bestehen der Frankenbundsortsgruppe Würzburg verbundene Bundestagung am 30. März, der sich ein Ausflug nach Gra fernheinseb, dem „Dorf des Rokoko“ anschloß. Am 26. Oktober wurde das schöne